

Die Geschichte der Alten Kirche polarisiert. Waren es früher vor allem konfessionell konditionierte Zugänge, die Kontroversen auslösten, so setzen heute eher einzelne Hypothesen die Zunft in Unruhe. Hier werden Unterschiede zwischen den christlichen Gruppierungen in Ost und West geleugnet, dort wird die Bedeutung der Auferstehung für die patristische Christologie in Frage gestellt. Die einen erbittert über das christliche Coming-out des Kaisers Konstantin, und die anderen empören sich über die Thesen von Otto Zwierlein, der den Aufenthalt und das Martyrium des Petrus in Rom bestreitet.

Von dem erregten Ton gegenwärtiger Diskussionen unterscheidet sich das hier anzuzeigende Buch des Freiburger Althistorikers Jochen Martin in angenehmer Weise. Mit ruhiger Sprache und in abwägender Argumentation wird die zentrale These entfaltet: Der römische Bischof begründete seinen Primat in der Alten Kirche durch die sukzessive Rezeption imperialer Repräsentationsformen der römischen Kaiser und die normative Appropriation römischen Rechtsdenkens und der damit untrennbar verbundenen Ordnungsvorstellungen.

Der erste Teil des schmalen Bandes widmet sich der literarischen Überlieferung. Zunächst untersucht M. wesentliche Zeugnisse zum Amts- und Kirchenverständnis der westlichen Christengemeinden aus den ersten drei Jahrhunderten, darunter den 1. Clemensbrief, die *Traditio Apostolica* (die M. auf S. 34 Hippolyt zuschreibt) sowie Tertullian und Cyprian. Ignatius von Antiochien ermöglicht den Vergleich mit östlichen Konzeptionen. Auch wenn Zahl und Umfang der Anmerkungen überschaubar bleiben, ist M. auf der Höhe sowohl der althistorischen wie der patristischen Forschung. Am Beispiel Cyprians zeigt er eindrucklich, dass sich die Ämterstrukturen in den christlichen Gemeinden an dem Vorbild der administrativen Praxis antiker Städte orientierten. Der römische Bischof behauptete unter Bezug auf die besondere apostolische Tradition der Urbs erfolgreich seine Stellung als „Kommunikationszentrum“ (S. 42) in der westlichen Hemisphäre und leistete damit einen „wichtigen Dienst für die Einheit der Kirche“ (S. 43).

Der Schwerpunkt der Darstellung liegt auf der Ausgestaltung des römischen Pri-

mats nach der Konstantinischen Wende. Souverän verfügt M. über die literarischen Zeugnisse, und schlüssig zeichnet er die Entwicklung von Damasus (366–384) bis Leo I. (440–461) nach. Die Beauftragung des Petrus in Mt. 16,18f. wurde seit der Mitte des 4. Jh.s n. Chr. als unmittelbarer Ausdruck des göttlichen Willens verstanden, der die primatiale Stellung des Bischofs von Rom theologisch rechtfertigte. Zugleich erfolgte die Hierarchisierung der Kirche in Analogie zum politischen Kaisertum, und die römischen Bischöfe erwarben „immer mehr eine kaiserähnliche Position“ (S. 107).

Im zweiten Teil rekonstruiert M. die neutestamentliche Heilsgeschichte im Triumphbogenmosaik der Basilika von S. Maria Maggiore in Rom, die 434 von Sixtus III. eingeweiht wurde. Mit Johannes Kollwitz vermutet M., dass Leo I. als Diakon und Archidiakon an der Planung und Ausführung des Bauwerkes maßgeblich mitgewirkt habe (S. 151). Die konzise Interpretation betont den Rombezug des Bildprogramms: „Die eschatologische Königsherrschaft Christi“ sei im Diesseits „durch Rom“ repräsentiert, „das durch den heiligen Stuhl des Petrus das Haupt der Welt geworden“ sei (S. 129f.): Der Weg zur Ewigkeit führt mithin über Rom, wie schon der programmatische Titel des Buches lautet. Im Mosaik seien „römische Herrschaftsvorstellungen“ aufgegriffen und „ins Christliche“ gewendet worden; „das imperiale Selbstverständnis“ der römischen Bischöfe werde „auf dem Mosaik im reichlichen Gebrauch der römischen imperialen Zeichen und im Universalitätsanspruch der römischen Kirche offenbar“ (S. 131f.).

Man kann trefflich darüber streiten, ob Leo I. als der erste Papst bezeichnet werden darf, weil er „eine strikt monarchische Ordnung der Kirche nicht nur konsistent begründete, sondern in seinem Handeln und in der Anerkennung, die er genoß, auch repräsentierte“ (S. 105). Aber das unbestreitbare Verdienst des Buches liegt darin, in gut lesbarer und anschaulicher Form die Entstehung des römischen Primats in der Alten Kirche skizziert zu haben; aus gutem Grund ruft M. dem Leser in Erinnerung, dass es hierfür eben nicht nur des Rückbezuges auf die (tatsächliche oder erfundene) Petrus-Tradition bedurfte, sondern auch der Aneignung säkularer Formen der Herrschaftsausübung und -repräsentation, die es dem Bischof von Rom erst erlaubten, ein würdiger Nachfolger des Apostelfürsten zu sein.

Schipke behandelt mit ihrer Monographie eine Forschungslücke, die in einer Darstellung literarischer Zeugnisse zu Leserinteressen sowie zu Herstellung, Form, Ausstattung und Verbreitung des Buches im Westen besteht. Besonders bei der Vervielfältigung klassischer Texte kommen auch Autoren des griechischen Ostens zur Sprache.

Im Zentrum stehen Fragen der Kontinuität der Buchproduktion. Der Einfluss des Christentums bei der technischen Entwicklung von der Rolle zum Codex sowie der Erhaltung und Verbreitung christlicher Texte wird gewürdigt, wobei auch darauf hingewiesen wird, dass diese Entwicklungen weitgehend einer klerikalen Elite vorbehalten waren (S. 37, 185). Die Dominanz von Privatabschriften, die zur klösterlichen Buchproduktion überleiten, ist eine Hauptthese. Obwohl die Sekundärliteratur bis zum Jahre 2011 berücksichtigt wurde (S. 8), fehlen einige aktuelle, einschlägige englischsprachige Bücher (Grafton/Williams 2006, Williams 2006, Klingshirn/Safran 2007, Alan Cameron 2011). So wird etwa die stadtrömische Aristokratie unkritisch als in „Opposition gegen das Christentum“ stehend gedeutet (S. 42). Begriffe wie „wissenschaftliche“ oder „profane Literatur“ bleiben unklar. Die Kontinuität klassischer Texte in Irland wird unter Anführung älterer Literatur behauptet, ohne die Zweifel daran zu erwähnen (S. 45f., 232). Fraglich ist etwa auch, ob Isidor klassische Texte direkt vorliegen hatte (S. 69) oder aus seinen christlichen Vorlagen zitierte. Ob durch die hauptsächlich für Nordafrika im Jahre 303 punktuell belegten Vernichtungen überwiegend von Bibeln auf „die Verbrennung eines sehr großen Teils der christlichen Literatur“ (S. 64) geschlossen werden kann, darf ebenso bezweifelt werden wie die Gründung irischer Bibliotheken durch Patricius (S. 93). Die zitierten Statistiken zu den CLA sind teilweise lange vor dem Abschluss der CLA erschienen (S. 144, 150). Der Übergang von den Magieprozessen der 370er Jahre zu den Vernichtungen christlicher Literatur des Jahres 303 ist missverständlich (S. 220). Der Untergang antiker Tradition in Südgalien erst im 8. Jh. bleibt ebenfalls unklar (S. 226). Ein Quellenregister fehlt. Das informative Buch besticht durch die Fülle von Originalquellen.